

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 222.

Montag, 24. August.

1931.

### ... Achtung . . . , . . . Bantrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(25. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Rene trat ein. Auch hier auf dem schmalen Vorplatz Küchengeruch. Nach Braten und Sauerkohl. Kleider, die leicht nach Mottenpulver rochen, hingen an einem Messinghaken des Garderobenständers. Gleich links befand sich die Türe. Rechts die Türe war ebenfalls offen und gewährte freimütig Einblick in ein unaufgeräumtes eheliches Schlafgemach. Nur die letzte Türe, auf die der Gang stieß, war verschlossen. Hier mußte der Eintänzer wohnen. Leise schritt Rene ein Stück zurück zur Eingangstür und lauschte die Treppe hinab. Von unten kam jemand lautatmend die Stufen herauf. Vielleicht war es die Wirtin selbst, die die Neugierde hinter dem Fremden nun doch hinauftrieb. Rasch eilte Rene den Gang zurück und legte die Hand auf die Türklinke. Die Tür war abgeschlossen.

Er klopfte zweimal. Kurz.

„Ch?“ klang es verschlafen von innen.

Rene überlegte eine Sekunde. Dann rief er auf italienisch: „Nach auf! — schnell — es ist wichtig.“

Er lauschte auf den Erfolg seines Bluffs. Drinnen drehte sich jemand in einem knarrenden Bett, — dann hörte Rene unbescheidete Füße der Türe näherkommen.

„Wer ist's?“ fragte die verschlafene Stimme wieder.

„Nach“ doch auf. Es eilt,“ flüsterte Rene, nahe an der Türe.

Knirschend drehte sich der Schlüssel im Schloß. Im gleichen Augenblick drückte Rene die Klinke nieder — und stieß die Türe auf. Der Eintänzer aus dem „Pavillon de danse“, — Umberto Chiari, der entflohene Bruder des Bankiers in Frankfurt stand im Schlafanzug vor ihm und erschraf.

„Sie?“

„Ja. Ja.“ Rene dämpfte seine Stimme. „Und mit gutem Grund, wie Sie wissen werden.“ Rasch griff er in die Tasche und hielt dem Erschrockenen die Pistole unter die Nase. „Damit Sie sich keinen Illusionen hingeben.“

In dem Gesicht Chiaris zuckte es verräterisch. Aber er bezwang sich.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er frech.

„Nicht viel, mein Freund,“ lächelte Rene freundlich. Er hatte sich einen Stuhl herbeigezogen und setzte sich nun mit dem Rücken nach der Türe. Die Pistole hielt er schußfertig auf sein Gegenüber gerichtet. Von draußen klang das Geräusch einer ins Schloß geworfenen Türe. Madame Meunier schien ebenfalls angefangen.

„Hüten Sie sich, zu rufen,“ sagte Rene rasch. „Wie Sie sehen, ist diese Pistole mit einem famosen Schalldämpfer versehen. Ihr Schaden, mein Freund, wenn Sie mich zwingen, daß sie losgeht.“

„Sie sind ein gemeiner Schuft,“ zischte der Italiener. Beide sprachen deutsch. „Was wollen Sie eigentlich von mir?“

„Nur eine Kleinigkeit!“ lächelte Rene veröhnlich. Nur die Blässe seines Gesichts verriet die ungeheure Erregung, die in ihm war. „Nur Ihre freundliche Bestätigung, wer den Portier der Italiabank erschossen hat.“

Chiari wich zurück. Schlapp ließ er sich auf das eben verlassene Bett niederfallen.

Mit einem flüchtigen Blick überfah Rene das Zimmer des geflohenen Italieners. Seitlich vom Eingang, unter der schrägen Wand, stand das Bett. Gegenüber unter dem schmalen, hohen Fenster stand eine Art Schreibtisch. Jedenfalls sollten eine zum Tintenfaß ausgebaute Steinguteule und ein Federhalter diese Klassifizierung eines alten, wadeligen und wahrscheinlich schon lange austrangierten Küchentisches belegen. Ein Stuhl noch, ein abgeschnallter Autokoffer und neben dem Bett ein kleines Schränkchen, auf dem eine Uhr lag und ein großer, prunkvoller Aschenbecher, aus einem Granatblindgänger geschmachtlos hergestellt.

„Was wollen Sie?“ knurrte Chiari wieder aus der Ecke heraus.

Lächelnd sah ihn Rene an. „Haben Sie mich gestern abend nicht erkannt, Chiari?“

Der Italiener kniff die Augen zusammen.

„Es war unvorsichtig, nicht sofort das Domizil zu ändern,“ meinte Rene gelassen. „Oder hatten Sie mich wirklich nicht gesehen?“

„O doch. Sie und meine reizende Schwägerin. Der Teufel soll euch holen. Sie verfolgen mich?“

Ohne Besinnen stimmte Rene zu. Die Situation war günstig.

„Setzen Sie sich dort an den Tisch und nehmen Sie Feder und Papier. Schreiben Sie mir auf, wer den Portier ermordet hat,“ befahl Rene barsch.

Zögernd erst, aber dann sonderbar bereitwillig folgte Chiari dem Befehl des Besuchers. Er stand vom Bett auf, zog den zweiten noch freien Stuhl an den Tisch heran und öffnete das Schubfach.

„Risikieren Sie nicht, etwas anderes als nur Papier aus dem Schubfach zu nehmen,“ bedeutete ihm Rene, der jede seiner Bewegungen scharf im Auge behielt. „Schreiben Sie das auf, was Sie mir zu sagen haben.“

„Ich habe Ihnen nichts zu sagen,“ knurrte Umberto Chiari.

„Gut,“ ging Rene bereitwillig auf seinen Einwand ein, „vielleicht werden Sie dann die Güte haben, Ihre Aussage vor dem Gericht zu machen.“

Der Eintänzer zuckte zusammen.

„Und wer garantiert mir, daß dieses Papier nicht auch heute abend schon in den Händen der Polizei ist?“

„Das ist meine Angelegenheit,“ wies ihn Rene ab. „Schreiben Sie. Oder soll ich Ihnen diktieren?“

Sehr langsam tauchte der Eintänzer die Feder ins Tintenfaß. Rene war aufgestanden und, immer noch die Pistole in der Hand, stellte er sich hart hinter den Italiener, um mitlesen zu können.

„Ich erkläre hiermit . . . !“ leise tragend fuhr die Feder mit erstaunlicher Langsamkeit über das Papier.

„Spannen Sie meine Geduld nicht zu sehr an,“ warnte Rene den Zögernden. „Ich diktieren!“

Mit gedämpfter Stimme sprach Rene Wort für Wort vor. Chiari schrieb. Seine Zähne knirschten manchmal in ohnmächtiger Wut. Plötzlich warf er die Feder auf den Tisch zurück.

„Ich bin doch nicht verrückt Lassen Sie mich in

Ruhe. Ich habe den Mord nicht beangelt. Was wollen Sie von mir?"

Er zuckte zusammen. René hatte ihm die kalte Mündung der Waffe an den Nacken gesetzt.

"Weiter!" befahl er kurz, drohend.

Der junge Chiari schrieb weiter. Er wußte sehr wohl, daß es sein eigenes Todesurteil war, das er da schrieb. Lange Zeit war nichts zu hören als die langsam, leise fallenden Worte René's und das Krachen der Feder. Endlich war der letzte Satz geschrieben.

"Die Unterschrift," drängte René, "Versuchen Sie nicht, Ihre Handschrift zu verstellen."

Wieder schien es, als wolle der Junge aufbegehren. Dann faßte er wütend nach der Schreibfeder und setzte seinen Namen unter das Geständnis.

"So," machte René zufrieden und nahm das Papier vom Tisch. Mit der linken faltete er es notdürftig zusammen und schob es in seine Brusttasche. Chiari hatte den Kopf auf die Fäuste gestützt und brütete vor sich hin.

"Ich will menschlich sein," sagte René, der einige Schritte zurückgetreten war. "Sie sind jung, verführt. Ich habe Mitleid mit Ihnen. Ich lasse Ihnen zwölf Stunden Zeit. Versuchen Sie zu verschwinden."

Der Italiener lachte höhnisch auf.

Gerade in diesem Augenblick wurden auf dem Korridor Stimmen laut. Sei es nun, daß René dadurch den jungen Italiener zu sehr außer acht ließ — sei es, daß ihn das Gelingen seines Vorhabens unvorsichtig machte —, er lauschte einen Moment nach den Stimmen draußen — und diesen Augenblick benutzte Chiari, um sich, geschmeidig wie eine Wildkatze, aufzurichten und ihm einen gewaltigen Schlag mit der flachen Hand gegen die Gurgel zu setzen. René taumelte zurück — und schon saß ihm Chiari an der Kehle und würgte ihn.

"Gemeiner Hund," zischte er haßerfüllt.

Bergebens wehrte sich René gegen die eiserne Umklammerung des Italieners. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, in den Ohren brauste das Blut, — die Arme sanken ihm kraftlos nieder. Klappernd fiel die Pistole zu Boden.

Jetzt ließ der Italiener los. Behende wie ein Taschendieb rief er dem Wankenden das Papier aus der Brusttasche — und sprang zurück. Er bückte sich — ehe René wieder im Besitz seiner Kräfte war — und ergriff die Pistole. Mit einem niederträchtigen Lachen hielt er ihm das Schießzeug vor.

"Verspielt!" grinste er. "Wünschen Sie, daß ich den Mord nochmals eingesteh?"

René stand. Mühsam hielt er sich auf den Füßen. Der Kampf mit dem Italiener hatte ihn nach rückwärts gedrängt, — jetzt lehnte er schwer atmend an dem Nachtschrank neben des Italieners Bett und klammerte sich an der Marmorplatte fest. Plötzlich durchzuckte ihn eine Idee. Vorsichtig griffen seine Hände hinter seinem Rücken, bis er die schwere Messingtaschenschale fühlte, die er vorher bemerkt hatte.

"Man wird uns überrraschen," sagte er mit mühsamer Stimme, nach der Türe nickend.

Der Italiener reagierte. Im gleichen Augenblick hob René die Hand mit dem seltsamen Wurfgeschloß, — aber der Junge war schneller als er.

Noch hatte er die Hand nicht richtig erhoben, als jener sich blitzschnell umwandte — sein haßerfülltes Gesicht war der letzte Eindruck, den René hatte —, kaum hörbar bläffte der durch den Schalldämpfer der Pistole absorbierte Schuß — René faßte aufstöhnend nach der Brust und sank in sich zusammen.

Mit einem teuflischen Grinsen startete der junge Mensch auf den Getroffenen. Dann besann er sich und begann das Blatt Papier in irrfinniger Hast in winzige kleine Fetzen zu zerreißen. Schritte vor der Türe schreckten ihn auf — gerade konnten er noch die Averbleibsel seines Geständnisses, sich bückend, unter den Schrank schleudern, als die Tür aufgerissen wurde und Spoeler — der Hausierer — vor ihm stand.

"Was bedeutet das? Warum haben Sie diesen Mann erschossen?"

So drohend war das Auftreten des verkrüppelten Mannes, daß der junge Italiener keinerlei Versuch einer Gegenwehr machte. Aus fahlem, verzerrtem Gesicht starrte er auf den Eindringling, — vielleicht auch dachte er, daß René tatsächlich die angekündigte Polizei zu seinem Schutze bestellt hatte, — ehe es Spoeler verhindern konnte, hob Chiari die Mordwaffe zum zweitenmal und drückte ab — gegen die eigene Schläfe.

Mit einem dumpfen Röcheln sank er zu Boden, — quer über René Savary hin, der ohne Bewußtsein in seinem Blut lag.

\*

Auf der Suche nach dem Inhaber des Frankfurter Automobils, das seltsamerweise hier in Brüssel zum Verkauf stand, hatte Spoelers seine Spürnase bald herausgefunden, daß Chiari unter dem Namen Brinis als Eintänzer in dem „Palais de danse“ figurierte. Mit genauesten Informationen ausgerüstet, versuchte er, ehe die deutsche Gesandtschaft die belgische Polizei in Anspruch nahm, die Identität des geflohenen Umberto Chiari mit dem Gigolo Brinis festzustellen. Da Chiari-Brinis polizeilich nicht gemeldet war, ging Spoeler denselben Weg, den René Savary gegangen war, — nur daß René schneller zum Ziel — und damit zu dem lebensgefährlichen Lungenstoß gekommen war. Auch Spoeler besuchte den kleinen, eßigen Direktor des „Pavillon de danse“ und, obwohl er seine Maske geschickt zum Ausfragen benutzte, war er erstaunt, auf heftigen Widerstand zu treffen, und war doppelt erstaunt, als er erfuhr, daß der freundliche Herr, der ihm fünf Franks für eine Auskunft gegeben hatte und kaum fünf Minuten vor ihm den Direktor sprach, mit der vollkommen gleichen Aufgabe wie er selbst dorthin gegangen war.

Bedeutend der Umstand, daß ihm ein Buchhändler im Vorübergehen ein neues Buch von Edgar Wallace angeboten hatte und er lange um den Preis für das antiquarische Buch feilschen mußte, hatte verursacht, daß er auch bei Chiari-Brinis wenige Minuten nach René anlangte. — Während er noch — seiner Maske und seinem Beruf getreu — mit Madame Meunier wegen des Verkaufs einiger Streichhölzer verhandelte, hörte er den Lärm des Kampfes in der hinteren Stube — und gleich darauf das leise Bläffen des Schusses. — Er riß die Türe auf, — sah gerade noch die eigentümliche Bewegung, die Chiari machte, um die Papierstücke zu verbergen — erschüttert stand er jetzt vor den beiden leblosen Körpern auf dem Boden.

Erst nach Sekunden erwachte er aus seiner Starrheit und eilte zur Türe zurück. Sie öffnend, stieß er auf Frau Meunier, die ihm, von ihrer Neugierde und durch den Lärm des Kampfes aufmerksam geworden, gefolgt war.

"Eilen Sie zur Polizei," drängte Spoeler, „hier ist ein furchtbares Unglück geschehen.“

"Mon dieu . . . mon dieu . . ." schrie die Frau mit entsetztem Gesicht auf. Sie rannte davon, nahm sich nicht einmal Zeit, die schmutzige Küchenschürze, die sie in der Hand trug, fortzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

## Spätsommer.

Ein zarter Nebelstreifen macht  
Den Waldbrand manchmal blaß und grau.  
Und schon verwandeln leis und leicht  
Die Gärten sich und jede Au.

Und wie geheimnisvoll entschwebt  
Der Sommer dir und wartet nicht.  
In deinem Herzen schwingt und bebt  
Die Sehnsucht auf nach hellem Licht.

Ein frühes Dämmerl füllt den Raum  
Und drängt sich in die Zeit hinein.  
Bald wird von allem nur ein Traum  
Als später Klang lebendig sein.

Frans Gisinga.

## Das Double.

Von André Polzer.

Auf meinem Morgenspaziergang begegnete mir der kleine Crosley. Jach Crosley hat bereits die Karriere der großen Selfmademen hinter sich. Vom Zeitungsjungen bis Wallstreet-Millionär — bloß in umgekehrter Reihenfolge. Crosleys Vater war der berühmte Hustenbonbon-Crosley; er hinterließ nach seinem Tode ein riesiges Vermögen, das Jach verstanden hat binnen wenigen Jahren zu verpulvern. Er wurde vor einigen Jahren nach Hollywood verschlagen. Heute ist er bereits ein angesehenes Regisseur, und ich glaube nicht fehlzuratet, wenn ich ihm eine große Zukunft prophezeie.

Er gefellte sich zu mir, und wir gingen in Richtung von Beverly Hill. Plötzlich sah ich ein kleines rotes Auto nahen; am Steuer saß eine schlante blondhaarige Dame. Als der Wagen langsam an uns vorbeifuhr, küßte Crosley lässig seinen Hut. Ich blinnte erstaunt der Insassin nach, ihre Augen verdeckten große dunkle Brillengläser.

„Ist es die Garbo gewesen?“ fragte ich neugierig meinen Begleiter.

Crosley lächelte. „Rein, bloß ihr neuestes Double.“

Wir schritten weiter und sprachen von den Doubles. Das sind, wie bekannt, Schauspieler, die den Filmstars so ähnlich sehen, daß sie bestimmte Partien ihrer Rollen übernehmen können. Und da fragte ich Crosley, ob ihm ein Fall bekannt sei, in dem aus einem Double ein großer Star wurde. Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Ein einziger. Ich will ihn Ihnen erzählen; ich fürchte nur, Sie werden sich am Schluß betrogen fühlen. Abgesehen ist die Heldin der Geschichte nicht mehr am Leben.“

Eines Tages landete hier in Hollywood ein blutjunges Girl. Es kam, wenn ich mich nicht irre, aus New York, war schön, fähig sich begabt und wollte Karriere machen. Doch das Meer der Extras ist riesengroß. Schön sind viele der jungen Mädchen; für begabt halten sich die meisten, und Karriere wollen alle machen. Allein unser Girl — nennen wir es einfach Mary — besaß etwas, was die meisten ihrer Kolleginnen nicht hatten, nämlich einen außerordentlich zähen Willen. Und man kann bekanntlich alles erreichen, was man fest will.

Um mich kurz zu fassen: Mary war ein Jahr nach ihrer Ankunft bereits Episodendarstellerin. Es bedeutete einen großen Schritt vorwärts, aber der Weg bis zum berühmten Star war noch meilenweit. Vielleicht wäre es ihr gelungen, auch ihn zurückzulegen — vielleicht. Da geschah das Unglück. Eines Nachmittags fuhr Mary mit einer Freundin zum Meeresstrand hinunter. Sie kehrte von diesem Ausflug nicht mehr zurück. Es war weder der erste noch der letzte Fall, daß eine kleine Filmdarstellerin am Strande von Santa Monica ertrank.

Als Mary verunglückte, trat die Gesellschaft mitten drin in den Aufnahmen eines großen Films, Marys Rolle war unbedeutend, aber die bereits gedrehten, sehr kostspieligen Szenen erforderten für die erkrankte Darstellerin unbedingt einen Ersatz. Wäre sie ein Star gewesen, man hätte ihr Double leicht gefunden. Denn der Fall ist alltäglich, daß irgend eine kleine Komparsin durch ständige Nachahmung von Kleidung und Bewegung und nicht zuletzt durch den dauernden Wunschn, dem Star zu gleichen, die bereits vorhandene Ähnlichkeit mit der berühmten Kollegin bis zur Verwechslung vervollkommen. Viel schwieriger gestaltete es sich, für die unbekannte Mary ein Double herbeizuschaffen, denn sie war von ganz eigenartiger Schönheit gewesen. Man überlegte schon, ob man nicht sämtliche Szenen neu drehen sollte, da meldete sich beim Regisseur des Films eine Kollegin der Verunglückten. Sie überreichte ihm eine Photographie, die ihr Mary kurz vor dem Tode geschenkt hatte. Als er einen Blick auf das Bild warf, schrie er überrascht auf: er sah zwei Marys, die haargenau einander glichen.

Man fand die Adresse der Zwillingsschwester unter den Sachen von Mary. Eine Depeche, beschriftet mit einigen hundert Dollar, ging sofort nach San Franzisko, und achtundvierzig Stunden später war das Mädchen bereits hier. Die Schwester — nennen wir sie Mabel — sah genau aus wie Mary. Doch wer beschreibt die Überraschung und den Ärger des Regisseurs, als Mabel erklärte, unter keinen Umständen die Rolle ihrer verunglückten Schwester zu übernehmen. Sie gehörte irgendeiner religiösen Sekte an, deren Gebote ihr ein Mitwirken in dem Film streng unterlagten. Kein Überreden half, kein noch so glänzendes Wagenangebot.

Da versprach der verzweifelte Filmmann Mabel, im Falle sie Marys Rolle zu Ende spielte, in seinem nächsten Film eine Hauptrolle zu geben. Mabel aber wollte es schriftlich haben. Der Regisseur dachte an die Höhe der Summe, die schon in seinem Film steckt und schlug ein. Das Risiko war nicht allzu groß; Mabel war außerordentlich schön, und einige kleine Proben hatten ihn überzeugt, daß sie sogar, was Begabung anbelangte, nicht hinter ihrer verunglückten Schwester zurückblieb. Mabel spielte

deren Rolle zu Ende, und dann ging man an die Verstellung des Films heran, in dem sie als Star debütierte. Crosley war festengeblieben; wir besaßen uns vor seinem Hause.

„So, das wäre die Geschichte meines Stars. Denn daß Mabel bereits in dem ersten Film großen Erfolg hatte, wissen Sie ja.“

Er reichte mir zum Abschied die Hand.

„Einen Augenblick“, hielt ich ihn zurück. „Ich finde Ihre Erzählung sehr interessant. Ich verstehe nicht, warum Sie meinen, sie werde mich enttäuschen.“

Crosley lächelte.

„Ich dachte, Sie wollten die Geschichte eines Double hören.“

„Ich verstehe Sie nicht . . .“

„Sagte ich Ihnen nicht, daß das Meer Marys Leiche niemals herausgegeben hat, eine recht seltene Sache hier an der kalifornischen Küste?“

„Die Schwester also — — —“

„Mary besaß niemals eine Schwester. Aber sie war eine ganz hervorragende Schwimmerin, und sie hatte einen eisernen Willen — und sich vorgenommen, Star zu werden.“

Crosley verschwand im Garten seiner Villa, er hatte schon deren Eingang erreicht, als mir etwas einfiel.

„Und die Photographie?“ schrie ich.

Jach Crosley wendete sich um, machte aus seinen Händen einen Trichter und schrie ebenfalls: „War eine harmlose Montage natürlich.“

## Das Nashorn.

Von Wilh. Munnede.

Wilhelm Munnede begleitete den weltbekannten Tierjäger John Hagenbed auf seine Expeditionen in den Urwald. Elefanten, Riesenschlangen, Orang-Utans und viele andere Tiere wurden listig erbeutet, und die vielen Abenteuer schildert Munnede in dem Buch „Mit Hagenbed im Dschungel“, das im Verlag Scherl, Berlin, in den nächsten Tagen erscheint. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir nachstehend ein Kapitel:

Im Dunkel des Urwaldes wälzt sich behaglich ein graues Ungeheuer. Wühlt im Erdboden, schüttelt die faltige, horkige Haut und spielt mit seinem drolligen Rinde. Stößt es behutlich in den Dreck, schiebt es durch das Unterholz und entfernt sich einige Meter von ihm. Das Kleine folgt ängstlich, wird wieder von der Mutter behutlich zur Erde gestoßen, geschoben, gewälzt, getätelt; und bis zur Ermüdung des Kleinen dauert das Spiel.

Dann trotten beide gemächlich ihre alte Fährte entlang. Witternd hebt die Mutter die Nase. Unruhig zuckt schnuppernd ihre rüffelartige Oberlippe. Laufend stellt sie die Ohren. Aufgeregt bleibt sie stehen. Sekunden wie versteinert.

Wild bläht sie die Rüstern, wirft schnaubend den Kopf in den Nacken, und in rasender Geschwindigkeit jagt der schwere, plumpe Körper in das Dickicht hinein. Immer der alten Fährte nach, die zur Kotstelle führt.

Krachend brechen die Äste und Zweige, dumpf dröhnt das schnelle Stampfen auf dem mit morschen Baumstämmen durchsetzten Waldboden. Trippelnd folgt in immer größerem Abstände das Kleine.

Überrascht bleibt Pieter stehen. Angewurzelt und mit hämmern den Schläfen. Von irgendwoher naht irgend etwas. Näher kommt und mit Ungeßüm das Krachen und Knacken. — Wohin zur Dedung? —

Und ehe er noch recht sich besinnt und die Flinte in Anschlag bringt, da bricht vor ihm aus dem verworrenen Gestrüpp das graue Untier hervor. Wenige Meter nur vor ihm. Ein Fehlschuß, selbst wenn er jetzt noch anlegt, wird sein Verderben sein; und als das Tier mit gesenktem Schädel, das mächtige Nashorn stoßbereit, auf ihn losrast, da springt er in der letzten Sekunde mit gewaltigem Satz zur Seite und hinter einen Baum. —

Borbei rast das wütende Tier, Pieters Spur nach, die zu den anderen führt.

Als Pieter sich gerettet sieht, gibt er einen Alarmschuß ab und steigt am Schlingwerk des Baumes in die Höhe.

Da dröhnt von der Dichtung her ein Schuß und kurz darauf noch einer. Als dann nach einer Weile das fröhliche Juhu zu ihm herüberdringt, schwingt er sich von seinem Versteck herunter und läuft zu den anderen, die inzwischen von ihrem Beobachtungsposten heruntergestiegen sind.

Am Wurzelwerk eines Baumes liegt mit brechenden Augen das Rhinoceros. Zudend bewegt sich die rüffelartige Oberlippe. Dann ist es tot. —

Wahmed stürzt sich gleich auf den Schädel des ver-

endetes Ungeheuer, ihm das kostbare Horn von der Nase zu lösen. Chinesische Händler zahlen dafür bis zu 700 Gulden. Das Horn wird zu Pulver verrieben und daraus ein Medikament hergestellt, das besondere Kräfte verleihen soll. Chinesen und Malaien glauben daran.

„Erst das Kleine!“ ruft John ihm zu. „Erst das Kleine suchen. Die Alte läuft uns nicht mehr fort. Und das Horn stiehlt dir auch niemand.“

Auf der Fährte des alten Tieres suchen sie nach dem Jungen, nehmen auch dessen Spur auf, kehren aber immer wieder ohne Ergebnis an die Rüstung zurück.

Am späten Nachmittag geben sie die Suche auf. Sie gehen zu der Alten, ihr das Horn auszulösen, um dann den Weg ins Lager anzutreten. Überrascht sehen alle einander an: neben der toten Mutter steht regungslos das Junge.

Macht nicht auf die Menschen und läßt sich ohne Widerstand Tote um den Leib legen. In einer schnell aus Bambus und Planen hergestellten Trage wird das zarte Ding ins Lager gebracht. Milch und gute Wartung lassen es Mutter und Wildnis vergessen. —

Pieter aber bekommt eine gehörige Abreibung. Nicht nur wegen seines Leichtsinns beim Fang des kleinen Nashorns, sondern auch wegen seiner zügellosen Schieberei. Mit altem Nachdruck macht John ihn auf die Nutzlosigkeit seiner Knallereien aufmerksam und nennt solche Schützen grausame und eitle Trophäensammler, die sich nach ihrer Rückkehr in der Heimat mit ihrer Jagdbeute brüsten. Zum Fang der Tiere ist er von Deutschland nach hier gekommen, nicht aber zur Ausrottung. Erhaltung der Tiere ist sein Ziel und nicht ihre Vernichtung. Pieters Handeln ist sinnlos und roh, und rücksichtslos legt John ihm straffe Zügel an. —

Nach drei Monaten verkauft John das kleine Nashorn, gutgenährt und völlig zahm, zu einem hohen Preise an den Zoologischen Garten in Madras.

## Weltreise um die Apotheke.

„Wie kann man Krankheiten, die in Deutschland auftreten, durch Arzneimittel heilen wollen, welche Gott am Nil wachsen läßt?“ So fragte zu Anfang des 16. Jahrhunderts der große Arzt Paracelsus und wandte sich heftig gegen die immer zunehmende Einführung der fremden Drogen. Wie würde er erst heut wettern, da nicht nur die ganze Welt die Heilmittel in unsere Apotheke liefert, sondern noch eine ungeheure stets wachsende Zahl von künstlich hergestellten Arzneien hinzugekommen ist! Man hat in neuester Zeit sich gegen diese Überfremdung unseres Arzneischatzes gewendet und schon mit Rücksicht auf unsere Wirtschaftslage die Einschränkung der Auslandsdrogen empfohlen. So werden z. B. im Deutschen Arzneibuch die heimische Faulbaumrinde an die Stelle der amerikanischen als Abführmittel gesetzt oder die Wirksamkeit der heimischen Tormentillwurzel neben der südamerikanischen Ratanhia-Wurzel betont. Vor allem aber lassen sich die ausländischen Arzneipflanzen dadurch ausschalten, daß man sie in größerem Maßstabe als bisher bei uns züchtet. Solche Heilpflanzen, deren Anpflanzung auf unserm Boden sich als möglich erwiesen hat, sind z. B. der China-Rhabarber und die nordamerikanische Gelbwurz. Auf diese Weise wäre es möglich, die rund 5 Millionen Goldmark, die die Einfuhr von Arznei-Drogen verschlingt, beträchtlich herabzusetzen. Das betont Apothekendirektor Ludwig Kroeber in einem Vortrag von Reclams Universum, der sich mit der Herkunft unserer Heilpflanzen beschäftigt. Man kann, so wie einst der geistvolle Franzose Javiers de Mailre jene interessante „Reise rund um ein Zimmer“ antrat, geradezu eine Weltreise rund um die Apotheke unternehmen, wenn man sich die Länder und Erbstelle vergegenwärtigt, aus denen die einzelnen Bestandteile unserer Medizin stammen. Die Vereinigten Staaten, in denen die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Arzneipflanzenanbaues zuerst Fuß faßte, haben sich hauptsächlich auf die Kultur von Pflanzen, die ätherische Öle liefern, eingestellt. Da sind z. B. die „heilige Rinde“ des amerikanischen Faulbaumes, die Cascara Sagrada, als Abführmittel, die kanadische Gelbwurz als blutstillendes Mittel, die bekannte Saponin-Droge, deren Alkaloid-Substanzen den drohenden Atemstillstand wirksam bekämpft usw. Als Blutreinigungsmittel findet das Sassafrasholz und die Sarsaparille, die Wurzel eines mittelamerikanischen Baumes, Verwendung. Mexikanischen Ursprungs ist der viel benutzte Sabadillamen zur Vertilgung von Läusen und anderem Ungeziefer. Aus dem südamerikanischen Stromgebiet des Amazonas kommt das wichtige Kustermittel, die Brechwurzel. Von eben dorthier wird der Copaiu- und Tolubalsam geliefert, die aus der Rinde mächtiger Bäume gepreßt werden. Der Peru-Balsam hat aber seine Heimat nicht in Peru, sondern in San Salvador. Südamerikanischen Ursprungs ist das Chinin, dieses so überaus wichtige Fiebermittel, das aus der Rinde der Cinchon,

stiebedähnlicher Bäume oder Sträucher, an den Ostabhängen der Kordilleren gewonnen wird. Man hat dort mit der China-Rinde solchen Raubbau getrieben, daß Anpflanzungen in großem Umfang in China und Vorderindien vorgenommen wurden. Durch chemische Erzeugnisse ist dem Chininverbrauch großer Abbruch getan worden, ebenso auch dem Rauschgift, das aus den Blättern des Koka-Sträuchers gewonnen wird und an dessen Stelle vielfach künstlich hergestelltes Kokain tritt. Das bekannte Abführmittel, die Aloe, gelangt sowohl von West- als auch von Ostindien als auch von Südafrika aus in den Handel. Die Senneblätter, ein Abführmittel, das von einer in Ostindien und Ägypten heimischen krautartigen Pflanze herkommt, werden vielfach durch Züchtung erzeugt. Ein mächtiger Baum in Abessinien liefert aus seinen weiblichen Blüten, den Koso-Blüten, ein ausgezeichnetes Wundwundmittel. Als Herzmittel wirkt das an und für sich sehr giftige Alooid-Strophantin, aus dem Samen eines hoch wachsenden Strauches mit großen Blättern im tropischen Ostafrika gewonnen. Die Kolanüsse des westlichen tropischen Afrika haben sich als Anregungsmittel die Welt erobert. Von den großen Inseln Sanibar, Madagaskar und Bourbon kommen die Gewürznelken, und damit nähern wir uns auf unserer Weltreise den klassischen Gewürzländern Vorder- und Hinterindien, Ceylon, Sumatra, Java usw., die die Ingwer- und Zitrus-Wurzeln sowie die aromatischen Kardamomen-Früchte liefern. Von hier stammt die Zimt-Rinde, das wohlriechende Benzoeharz, der als Krähmittel geschätzte Storax-Balsam, dann die Tamarinden, die Muskat-Nüsse und Brechnüsse, aus denen das so giftige Strychnin gewonnen wird. Ostindien ist die Heimat der krautartigen Pflanze, deren Samen das Sesamöl liefert. Ein riesiger Wunderbaum, der ebenfalls dort gedeiht, liefert das Nigellus-Öl, das nicht nur als Abführmittel, sondern auch als Schmiermittel für Flugzeug-Motoren große Bedeutung erlangt hat. Eine alte Kulturpflanze ist auch der Schlafmohn, aus dessen unreifen Samenkapseln in Klein-Asien, Persien, Indien und China der ausgetretene Milchsaft als Opium verwertet wird. Aus China stammt die Rhabarber-Wurzel. Große technische Bedeutung besitzt der Kampher, den die Riesebäume an der Küste Ostasiens, auf Formosa und im südlichen Japan liefern. 4½ Millionen Kilogramm Kampher werden so gewonnen, und zwar liefert solch ein Riese, der bisweilen einen Umfang von 12 Meter und ein Alter von 2000 Jahren hat, bis zu 3000 Kilogramm reinen Kampfers. Infolge des Raubbaus, der mit dieser Pflanze getrieben wurde, hat die japanische Kampher-Monopolverwaltung der Landbevölkerung unentgeltlich junge Kampherbäumchen und pachtloses Regierungsland geliefert, um durch die erhöhte Produktion und die damit verbundene Verbilligung des Preises den Wettbewerb mit dem aus Terpenin-Öl künstlich hergestellten Kampher aufnehmen zu können.

## Die Schnecke.

Auf dem Weg, der von der Stadt zu einem Vorort führt, kriecht eine Schnecke.

Eine braune Weinbergsschnecke, die ihr Haus auf dem Rücken trägt.

Menschen gehen vorüber.

Keiner achtet des Tieres.

Bald, ganz bald wird ein unachtsamer Fuß Haus und Tier zertreten.

Da kommt ein altes, müdes Fräulein des Weges daher.

Sie kann nur noch mühsam gehen, denn mit dreieundsiebzig Jahren hat man es nicht mehr so eilig.

Sie kommt vom Markt, wie es scheint, die ein wenig gebeugte, sich auf ihren Schirm stützende, alte Dame.

Sie trägt eine Ledertasche, aus der Gurken und sonstiges Sommergut herausgucken.

Da sie die Schnecke erblickt, bleibt sie stehen.

Erst beschaut sie sich das Tier ganz genau: Das fein gestaltete Haus, die zarten Fühler, die bald herauskommen, bald im Schneckenleib versinken, als wären sie nie dagewesen.

Sogar den Kneifer setzt die alte Dame auf, damit sie besser sehen kann.

Und dann bückt sie sich.

Man sieht, wie schwer es ihr fällt, aber sie tut es, nimmt das Tier auf und setzt es seitwärts in's Gras.

Vom Salatkopf in der Markttasche löst sie dann ein besonders schönes, saftiges Blatt, legt es vor die Schnecke hin und geht weiter.

Ein kleiner Vorfall, nichts weiter, aber immerhin wie ein Sonnenstrahl in unsrer grauen Zeit, wie ein leises Erinnern am Tage, da Mensch und Kreatur Geschwister waren, wie ein lachtes Hoffen, daß es wieder einmal so werden könnte, vielleicht in hundert oder tausend Jahren. . . Ganz Gassen.